

## **Aus einem Interview mit Christoph Türcke, Professor für Philosophie an der HGB Leipzig vom 12. Juni 2002**

### *Über die Funktion der Philosophie im Rahmen der Ausbildung*

CT: Philosophie an der HGB besteht nicht in Veranstaltungen zur Geschichte der Philosophie oder zu einzelnen Philosophen. Vielmehr wird systematisch an Themen gearbeitet. Diese Themen können mit Geschichte vollgesogen sein, wie zum Beispiel bei meinem Exkursionsseminar in Florenz. Aber es sollen Sachthemen sein, die sich den Studierenden aufdrängen, wobei ich zugleich ein hohes Maß an Selbstbeteiligung und Mitarbeit einfordere. Das eröffnet aber auch die Möglichkeit, bei der Auswahl von Themen aktiv mitzuwirken. So hat sich mittlerweile eine studentische Kerngruppe gebildet, sowohl aus Studierenden der HGB als auch der Universität, die das Programm der Philosophie mitbestimmt. An der HGB kann Philosophie aus meiner Sicht nur darin bestehen, dass Probleme durch die Studenten aufgenommen, reflektiert und ausgedrückt werden, die sie als ihre eigenen erkennen. Immer wieder kommt es vor, dass Studierende, die zunächst davor zurückschrecken, sich sprachlich auszudrücken, zu einem gewissen Zeitpunkt die Erfahrung machen, dass mit dem Aufschreiben von Problemen zugleich eine Hemmschwelle bei Malen oder Fotografieren weggeräumt wird und sich damit auch neue Impulse für die künstlerische Praxis ergeben.

### *Über den Zweifel und die Last der Theorie*

CT: Die Last der Theorie ist keine Erfindung der Theoretiker. Sie liegt der Kunst objektiv auf, ist eine ihrer großen Hypothesen in der Gegenwart. Der Drang der Kunst zum Kommentar, sowohl bei den Künstlern als auch bei den Rezipienten, ist unübersehbar. Das hat damit zu tun, dass sich heutzutage im ganzen Betriebssystem Kunst nichts mehr von selbst versteht. Jeder, der anfängt, sich mit Kunst zu beschäftigen, ist objektiv in der Situation des Zweifels, ob er sich das eingesteht oder nicht. Doch wo Zweifel ist, ist auch Denken. Das hat Descartes wunderbar gezeigt. Wenn ich Sicherheit gewinnen will, muss ich erst einmal alles bezweifeln. Daran aber, dass ich zweifle, kann ich nicht zweifeln. Der elementare Denktakt des Zweifel ist mir gewiss: „Ich denke, also bin ich.“ Zwar muss sich nicht jeder Kunststudierende oder Kunstbetreibende notwendigerweise in die Situation des cartesianischen Zweifels begeben, doch ist er immer von einer objektiven Unsicherheit betroffen und wird von dieser unweigerlich angezogen. Was ist Kunst? Was gilt? Was ist eine verbindliche ästhetische Grammatik? Ist nicht schon alles gesagt? Ist der Kunstbetrieb nicht eine einzige große babylonische Sprachverwirrung? Als Philosoph bin ich nicht derjenige, der diese Fragen aufwirft. Ich bin bloß ihr Sprachrohr. Die Studierenden sollen merken, dass dies, ob sie wollen oder nicht, ihre eigenen Fragen sind, die längst da sind, wo sich jemand entschließt, ein Kunststudium anzutreten. Mir geht es darum, die Bereitschaft zu wecken, diese Fragen, also die objektive Last der Theorie auf der Kunst, wahrzunehmen und zu reflektieren, wie man damit umgehen kann. Wenn deutlich wird, dass der ganze Kunstbetrieb von Zweifel durchtrieben ist und darüber eine aktive Reflexion einsetzt, so kann das dazu führen, dass die Leute ihre Hemmschwellen überwinden und, mit Lacan zu reden, sich „freisprechen“. Dieses „Freisprechen“ soll natürlich in der den Studierenden eigenen Sprache erfolgen. Das ist an der HGB gewöhnlich eine Bildsprache. Dennoch stellt manch einer bei der Beschäftigung mit Theorie fest, dass die verbal-reflektierende

Sprache ihm viel mehr liegt als die Sprache der Kunst. Dies kann dazu führen, dass derjenige sich umorientiert, einen andern Studiengang wählt, andere ästhetische Projekte in Angriff nimmt oder sich mitsamt seiner erworbenen Kunstpraxis in einer Zwischenposition wie Galerist, Kurator etc. neu verortet.

### *Über die Kooperation mit der Universität und anderen Institutionen*

CT: Dass ich meine Vorlesungen in der Universität abhalte, hat zum einen den Grund, dass ich damit meiner Lehrverpflichtung am Philosophischen Institut nachkomme, andererseits entstehen daraus wiederum fast automatisch Verbindungen zwischen den Institutionen. So finden sich in meinen Kompaktseminaren Studierende aus unterschiedlichen Institutionen zusammen, aus der Universität, gelegentlich aus dem Literaturinstitut. Vielleicht gelingt auch eine Kooperation mit der Hochschule für Musik und Theater. Wann immer Außenstehende sich an Seminaren beteiligt haben, hat sich das für den Verlauf als produktiv erwiesen. Durch die verschiedenen Denk- und Herangehensweisen entsteht eine wechselseitige Bereicherung. Dass dies bisher gut funktioniert hat, liegt sicherlich auch daran, dass von vorn herein deutlich ist: Die Voraussetzung für solche Veranstaltungen ist ein hohes Maß an studentischer Initiative. Ich bin nicht derjenige, der eine Exkursion bis in alle Details vorbereitet, diese auf einem silbernen Teller präsentiert und dann dazu auffordert, mitzukommen. Es muss umgekehrt laufen.

### *Über das Studium und das gegenseitige Geben und Nehmen in einer philosophischen Auseinandersetzung*

CT: Meine ursprüngliche Vorstellung eines philosophischen Grundstudiums war, philosophische Basistexte, von der Antike bis zur Neuzeit, zu lesen. Klassiker wie Platon, Descartes, Kant. Im Hauptstudium sollte dann darauf aufbauend verstärkt sach-, projekt- und themenbezogen gearbeitet werden. Dieses Konzept stellte sich allerdings für die HGB als ebenso ungeeignet heraus wie das einsame Beschließen von Themen für das nächste Semester. Deshalb habe ich diese Vorstellung auch aufgegeben und versuche, die Studenten mehr in die Planung mit einzubeziehen. Auch die Neustrukturierung des Grundstudiums hatte Auswirkungen auf die Rolle der Philosophie. Ich habe Wert darauf gelegt, dass alle Studierenden der HGB, wenn wir denn die Theorie ernst nehmen, genötigt sind, einen Leistungsnachweis Philosophie im Grundstudium zu erbringen. Wenn es ihnen danach reicht, wissen sie wenigstens, wogegen sie sich entscheiden. Nun befinde ich mich in der misslichen Lage, im Gegensatz zu vier Kollegen und Kolleginnen in der Kunstgeschichte, als einzelner alle Studierenden betreuen zu müssen. Ob dies auch bei anwachsenden Immatrikulationszahlen weiterhin zu leisten ist, bleibt abzuwarten. Da ich nicht allen die Möglichkeit bieten kann, aus einem Referat innerhalb eines Seminar eine Arbeit zu entwickeln, habe ich mich zu einer übergreifenden Lösung entschlossen. Sie besteht in einer maximal zehneitigen Arbeit zu einem frei gewählten Thema. Die Studierenden sollen über etwas schreiben, was sie sich immer schon mal klar machen wollten und sie bewegt. Sie haben freie Hand, sich neben philosophischen auch mit kunsthistorischen, ästhetischen oder politischen Themen auseinander zu setzen. Die einzige Forderung, die ich stelle, ist: Es muss eine inhaltliche Absprache geben. Nicht im Sinne von Zensur. Es geht lediglich darum, das Thema auf den Punkt zu bringen, bearbeit- und ausdrückbar zu machen. Wir formatieren es

gemeinsam. Dabei kommt es gewissermaßen zu einer individuellen philosophisch-praktischen Übung für jeden einzelnen. Die Studenten werden gedanklich in die jeweilige Sache verwickelt. Sie können sozusagen daran riechen, was lebendiges Philosophieren wäre. Ähnlich wird später auch bei den theoretischen Diplomarbeiten verfahren. Diese haben mittlerweile eine bemerkenswerte Qualität erreicht und stehen philosophischen Magisterarbeiten in mancher Hinsicht keineswegs nach. Die guten unter ihnen zehren von einer spezifisch künstlerischen Originalität, von der phänomenologischen Begabung für Details und überraschende Querverbindungen. Das wiegt manches Lesedefizit auf. Solche Arbeiten sind mir viel lieber als die philosophischen Standardarbeiten, in denen ein Literaturpensum geistreich abgearbeitet wird. Kaum eine Arbeit, bei der ich selbst nichts lerne. Es entsteht eine Situation des Gebens und Nehmens. Bei der Beratung bin ich zunächst in der Rolle des Zuhörers, aus der heraus ich dann gewisse Hilfestellungen leiste. In meinen Vorlesungen versuche ich hingegen, die Studierenden als Zuhörer zu gewinnen, um sie auf eine allgemein verständliche Weise in meine Forschungsthemen einzubeziehen. Wir begeben uns gemeinsam auf eine Entdeckungsreise in Gebiete, die ich selber erst erkunden will.